

Rumänien zwischen Europa und dem Orient

Die Bearbeitung interethnischer Spannungen
durch konstruktive Konfliktbearbeitung¹

Das hier vorgestellte Projekt war ein Experiment. Ein Experiment, das davon ausging, dass kollektive Gewalterfahrungen die Friedensfähigkeit von Menschen beeinträchtigen, aber auch davon, dass Dialog grundsätzlich auch zwischen ehemaligen Feinden möglich ist und bei der Überwindung von Feindschaft hilfreich ist. Dialog braucht einen Anlass und einen Rahmen, und wie die Dinge im hier beschriebenen Fall lagen, wurde beides von außen geschaffen. Eine deutsche Nichtregierungsorganisation versuchte eine Intervention in einem sich abzeichnenden interethnischen Konflikttherd auf dem Balkan. Eine Workshop-Reihe mit sieben Workshops stellte zwar nur einen bescheidenen Versuch mit entsprechend begrenzter Reichweite dar, war aber begleitet von großen Hoffnungen und großer Lernbereitschaft bei den Adressaten wie auch bei den Intervenierenden selbst.

Das Projekt nahm seinen Anfang 1991/92 in der gesellschaftlichen Umbruchsphase im Rumänien der Nach-Ceausescu-Zeit. Erste gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen der rumänischen Mehrheits- und v.a. der ungarischen Minderheitsbevölkerung hatten im Zuge der "Revolution", d.h. der Absetzung Ceausescus im Dezember 1989, stattgefunden, waren aber anders als im benachbarten Jugoslawien nicht zu einem Krieg eskaliert. Gleichwohl war es alles andere als sicher, dass die weiterhin bestehenden interethnischen Spannungen schon dauerhaft überwunden waren angesichts der Versuche der neuen (alten) Machthaber, sie für ihre antidemokratischen Zwecke zu instrumentalisieren, um damit u.a. von der schwierigen ökonomischen Situation des Landes abzulenken.

Das Projekt entstand aus dem Wunsch heraus, erneuten gewalttätigen Auswirkungen der tief verwurzelten interethnischen Feindbilder zwischen Rumänen, Ungarn und Roma in Rumänien möglichst frühzeitig entgegenzutreten. Als Akteur, der von außen in diesem Konflikt aktiv wurde, legten wir zudem Wert auf Nachhaltigkeit, denn es war klar, dass wir nur für einen begrenzten Zeitraum und mit einer begrenzten Anzahl von Personen würden arbeiten können. Entsprechend war das Projekt konzipiert als Versuch, eine konstruktive Bearbeitung der interethnischen Konflikte in Rumänien zu kombinieren mit der Vermittlung von Fähigkeiten der Konfliktbearbeitung an die Betroffenen aus Rumänien. Das sollte sie in die Lage versetzen, nach Abschluss des Projekts selbstständig und möglichst gemeinsam miteinander weiter zu arbeiten und die Idee konstruktiver interaktiver Konfliktbearbeitung in Rumänien weiter zu verbreiten.

¹ Dieser Beitrag geht zurück auf den gleichnamigen Vortrag von Petra Haumersen und Helmolt Rademacher, gehalten auf der 16. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Psychohistorische Forschung (31. 5. - 2. 6. 2002, Berlin).

Wesentliches Arbeitsinstrument aller Ansätze interaktiver Konfliktbearbeitung² ist der Dialog; das gilt für die Vermittlung in interpersonellen Konflikten ebenso wie für Versuche der Konfliktbeilegung auf höchster diplomatischer Ebene.

Im Fall der interethnischen Spannungen in Rumänien ging es uns darum, die wechselseitigen Ängste der Betroffenen, bis hin zu den historischen Kränkungen, die die Bevölkerungsgruppen erlitten hatten, so weit wie möglich "zur Sprache zu bringen". Es bedeutete, die Gruppe von Betroffenen, die an dem Projekt teilnahm, dazu zu bringen, Ängste und Gefühle in Bezug auf die "gegnerische" ethnonationale Gruppe auszusprechen und einander dabei zuzuhören. So etwas ist nie voraussetzungslos machbar: Es brauchte einiges an Zeit, Vertrauen in die GruppenleiterInnen und methodische Hilfestellungen für die TeilnehmerInnen, um den eigenen Feindbildern auf die Schliche zu kommen und sie aus distanzierterer Perspektive zu reflektieren.

Auch die Einübung konstruktiver(er) Formen der Auseinandersetzung mit dem vermeintlichen Feind war für viele unserer Projekt-TeilnehmerInnen eine Hürde, die erst nach erheblichen Irritationen und gewachsenem Vertrauen in die Gruppe und ihre Leitung genommen werden konnte. So rief bspw. die Aufforderung zum Perspektivenwechsel, was praktisch bedeutete, einen strittigen Sachverhalt aus der Perspektive der gegnerischen Gruppe beschreiben und kommentieren zu sollen, bei einigen TeilnehmerInnen anfänglich völliges Unverständnis ("*Ich* soll jetzt sagen, was '*die*' denken?!!") hervor und wurde mit entsprechendem Widerstand beantwortet.

Die Faszination des Dialogs mit dem Gegner schuf dann zwar die Motivation, sich das Handwerkszeug zur selbstständigen Weitervermittlung der gewonnenen Einsichten und Fähigkeiten aneignen zu wollen. Zugleich aber war Lernen bis dahin für unsere TeilnehmerInnen ein rein kognitiver Prozess mit dem Ziel der Leistungserbringung gewesen. Lernprozesse, die auf Ausprobieren und auf Erfahrungen und Fehler machen beruhen, bewirkten zunächst starke Verunsicherung. Als sich allerdings die ersten kleinen Erfolgserlebnisse einstellten, etwa indem TeilnehmerInnen Verantwortung für kleine Workshop-Bausteine zu übernehmen lernten oder feststellten, dass sie sich gegenseitig Hilfestellung und Beratung geben konnten und gar nicht immer auf Hilfe von außen angewiesen waren, wuchs auch das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und in die westlich geprägten Lernformen.

Im Folgenden werden die Zielsetzungen, das Design und der Ansatz des Projekts, die Beobachtungen und Erfahrungen und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen kurz skizziert. Der äußerst vielschichtige Prozess, den wir im Projekt durchlaufen haben, lässt sich im Rahmen eines Tagungsbandes nicht beschreiben, ohne eben diesen Rahmen zu sprengen. Wer also mehr darüber wissen möchte, was im Einzelnen in den Workshops passierte, welche Methoden eingesetzt wurden und was wir aus dem Projekt gelernt haben, sei auf den ausführlichen Projektbericht verwiesen.³

² Der Begriff der interaktiven Konfliktbearbeitung meint Ansätze des Umgangs mit Konflikten, die auf Gewaltmittel verzichten und nach einem möglichst fairen Ausgleich der Interessen streben.

³ Haumersen et al. (2002).

Ziele der "Workshopreihe zum Konfliktmanagement in interethnischen Konflikten in Rumänien"

Mit dem Projekt verbanden sich zwei Arten von Zielsetzungen: Zum einen ging es um einen Beitrag zur gewaltfreien und demokratischen Entwicklung Rumäniens und zum anderen um die Überprüfung der Frage, ob sich Verfahren der gewaltfreien Konfliktbearbeitung, wie sie im westlichen Kontext in den letzten 40 Jahren entwickelt worden waren, auf die Verhältnisse der Transformationsgesellschaften des ehemaligen Ostblocks übertragen lassen.

Bezogen auf Rumänien war insbesondere die Stärkung der Zivilgesellschaft durch eine Vernetzung zivilgesellschaftlicher Akteure auf Seiten der rumänischen Mehrheit mit Angehörigen der Minderheitengruppen ein Anliegen des Projekts. Adressaten waren (wegen der ihnen – berechtigterweise, wie sich im Rückblick sagen lässt – unterstellten größeren Offenheit) MultiplikatorInnen aus Jugendorganisationen von Kirchen, Parteien und der Interessenvertretungen der ethnonationalen Gruppen. Dieser Zielgruppe sollten Kenntnisse und Fähigkeiten in konstruktiver Konfliktbearbeitung vermittelt werden, wobei dies über weite Strecken am Beispiel des rumänisch-ungarischen Konflikts selbst vonstatten gehen sollte. Ergänzend wurden andere Beispiele für die Regulierung interethnischer Konflikte, vornehmlich aus Europa (Italien mit Südtirol, Finnland mit der Schwedischen Minderheit u.a.m.) in die Auseinandersetzung um Ansätze und Methoden der Konfliktbearbeitung einbezogen.

Bezogen auf die Frage, inwieweit dialogische und interaktive Methoden westlicher Provenienz übertragen werden können auf Konfliktbearbeitungsprozesse in den Transformationsgesellschaften Osteuropas, war das Projekt ein Versuch, in dessen Rahmen vieles ausprobiert, beobachtet und im multinationalen Team sowie mit den TeilnehmerInnen selbst ausgewertet wurde.

Im Rückblick lässt sich feststellen, dass sich die angesprochene Zielgruppe von der Aussicht auf ein gewaltfreies Miteinander und von den dialogischen Verfahren überzeugt, ja sogar begeistert zeigte und keinen Zweifel hegte, dass sich Lern- wie Konfliktbearbeitungsmethoden und -verfahren tatsächlich von West nach Ost übertragen lassen. Wohl auch nicht zufällig sind aus den Reihen der früheren TeilnehmerInnen etliche AktivistInnen des interethnischen Dialogs in Rumänien hervorgegangen.

Organisatorischer Rahmen des Projekts

Idee und Initiative für das Projekt gingen von Mitgliedern des deutschen Vereins "KSZE Consult e.V." (Köln) aus. Finanziert wurde das von 1992 bis 1995 dauernde Projekt durch die Berghof Stiftung für Konfliktforschung (München), das Diakonische Werk der EKD (Stuttgart) sowie das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit. Organisatorischer Partner während der ersten 6 Workshops war die Rumänische Jugendliga, der die Organisation von Transfers inkl. Visabeschaffung, Unterkünften in Rumänien u.a.m. oblag.

Im Mai 1992 fand der Auftakt-Workshop in Hessen mit einem deutsch-rumänisch-ungarischen Leitungsteam und 25 TeilnehmerInnen statt. Es folgten bis Januar 1995 sechs weitere einwöchige Workshops mit einer Gruppe von 20 TeilnehmerInnen. Zwei davon fanden in Deutschland, zwei in Rumänien, einer in Ungarn und der letzte in Belgien statt. Verkehrssprache während der Workshops war Englisch, v.a. deshalb, weil die Verwendung der ungarischen Sprache im öffentlichen Raum und in öffentlichen Institutionen (bis heute) einer der Hauptstreitpunkte zwischen Ungarn und Rumänen in Rumänien ist. Alle Workshops wurden in deutscher und in kürzerer Fassung in englischer Sprache dokumentiert, wobei die englischen Berichte auch den TeilnehmerInnen ausgehändigt wurden.

Die TeilnehmerInnengruppe umfasste RumänInnen, UngarInnen aus Rumänien und Ungarn, Deutsche und Roma aus Rumänien, mit Schwerpunkt bei den Rumänen und Ungarn aus Rumänien. Die TeilnehmerInnen gehörten den wichtigsten Parteien des rumänischen Parteienspektrums sowie konfessionellen und anderen Jugendorganisationen an. Pro Partei oder Jugendorganisation durften je ein Mann und eine Frau entsandt werden.

Das Team setzte sich aus der vierköpfigen Leitungsgruppe (zwei Deutsche, eine Rumänin, ein ungarischstämmiger Rumäne), zwei Organisationsverantwortlichen (ein Deutscher, ein Rumäne) und zwei (deutschen) Dokumentaristinnen zusammen.

Design und Ansatz

Die 7 einwöchigen Workshops waren so konzipiert, dass sie thematisch und auch gruppendynamisch aufeinander aufbauten. Daher blieb die Zusammensetzung der TeilnehmerInnengruppe ab dem zweiten Seminar unverändert. Das Team war zusammengesetzt aus sog. "Insiderimpartials" und "Neutralen". Mit "Insiderimpartials" sind in der Terminologie der gewaltfreien Konfliktbearbeitung interethnischer Konflikte solche Personen gemeint, die, obwohl von der Herkunft her Angehörige/r einer der Konfliktparteien, um über- bzw. allparteilichen Umgang mit dem Konflikt bemüht sind. In unserem Fall handelte es sich um eine rumänische Bürgerrechtsaktivistin und einen ungarisch-rumänischen Journalisten, der ebenfalls der Bürgerrechtsbewegung nahe stand. Neben den Insiderimpartials gibt es die sog. "Neutralen", die von Nationalität, politischer Ausrichtung etc. keiner der Konfliktparteien zuzuordnen sind, sich auf keine der vertretenen Positionen festlegen lassen und deren Aufgabe darin besteht, eine allparteiliche Gestaltung des Settings und des Gesprächsverlaufs verantwortlich zu gewährleisten. In unserem Fall waren das zwei Deutsche, beide Mitglieder des Vereins KSZE-Consult.

Während des Auftaktworkshops wurde zusammen mit den TeilnehmerInnen eine Grobplanung für die Inhalte der gesamten Workshop-Reihe erarbeitet. Die Feinplanung hingegen fand im erweiterten Team (s. Organisatorischer Rahmen des Projekts) zwischen den Workshops statt; allerdings immer unter dem Vorbehalt, dass sich die Gruppenprozesse wie erwartet entwickeln würden. Faktisch wurde mehr als einmal die Planung umgeworfen und im Workshop auf aktuelle Vorkommnisse in den interethnischen Auseinandersetzungen eingegangen. Einer der Streit-

punkte etwa zwischen Ungarn und Rumänen war ein rumänienkritisches Memorandum der Vertretung der Ungarn in Rumänien. Auch auf Übergriffe der Polizei und anderer auf Angehörige der Roma-Minderheit wurde spontan in den Workshops eingegangen. Auch der gruppenspezifische Prozess führte häufig zu Änderungen im vorgesehenen Ablauf, etwa weil es Widerstände gegen einzelne Übungen oder Kritik an LeiterInnen gab und darauf eingegangen wurde, oder weil dem Leitungsteam in der konkreten Situation plötzlich Zweifel an Sinn und Nutzen einer Übung kamen. Wir haben dieses flexible Reagieren auf inhaltliche und gruppenspezifische Aspekte "Rollende Planung" genannt und während aller 7 Workshops praktiziert.

Aus dem Vorsatz, Konfliktbearbeitung und Training in Konfliktbearbeitung zu kombinieren, folgte entsprechend auch so etwas wie ein "Methodenmix". Es gab Methoden, die eher der Konfliktbearbeitung dienten, wie z.B. eine Übung, in der die TeilnehmerInnen gruppenweise aufgefordert waren, ihre jeweiligen Stereotype über die anderen ethnonationalen Gruppen zu offenbaren, oder eine Übung, in der anhand von Familienfotos und den dazu erzählten Geschichten nach der Schnittstelle zwischen individuellen und kollektiven Erfahrungen gesucht wurde. Auch einer unserer methodischen "Standards", die sog. Fishbowl- oder Innen-Außenkreis-Übung, konnte zu dieser Kategorie von Methoden gezählt werden. Andererseits gab es auch in allen Workshops Übungen, die der Einführung in dialogorientierte Settings und der Einübung vermittelnder Verhaltensweisen in einem allgemeineren Sinn dienten, wie etwa als Form eine Debatte nach dem Modell der "Oxford-Students'-Union-Debates" oder auch in einem der späteren Workshops Mediationsrollenspiele oder eine Zukunftswerkstatt nach Robert Jungk.

Vorbilder für das Vorgehen lieferten verschiedene Ansätze der Friedensarbeit und der Bewusstseinsbildung:

1. Problem-Solving-Workshops

Dabei handelt es sich um eine Methode, die von australischen und angelsächsischen Konfliktforschern zur Bearbeitung tief verwurzelter und lang andauernder interethnischer/internationaler Konflikte entwickelt und z.B. in Zypern, im israelisch-palästinensischen Konflikt und in Nordirland angewandt worden sind. Bei diesem Ansatz geht es sehr eindeutig um die Beilegung des Konflikts: Das Ziel der Workshops ist die Vorbereitung von Lösungen auf der (obersten) politischen Machtebene durch Einflussnahme auf deren Berater. Solche Workshops werden idealtypisch geleitet von einem Panel aus PsychologInnen, PädagogInnen, LänderexpertInnen (PolitologInnen, SoziologInnen etc.) aus nicht in den Konflikt involvierten Drittländern.

2. Mediation

Bei Mediation handelt es sich um eine Methode der Konfliktbearbeitung, bei der die Konfliktparteien im Rahmen einer gleichberechtigten Verhandlungssituation unterstützt durch eine neutrale dritte Partei (eine oder mehr Personen) eine Lösung für ihren Konflikt finden. Diese Methode "sucht" gewissermaßen nach den konkreten Interessen, die sich hinter den (politischen oder Verhandlungs-) Positionen der Kon-

fliktparteien verbergen, in der Erwartung, dass sich nach der Offenbarung der beiderseitigen Interessen oder Bedürfnisse leichter ein Einvernehmen über Lösungen herstellen lässt. Möglich ist die Lösung, die auf weitestmögliche Zufriedenstellung der Interessen aller (sog. Win-Win-Lösungen) und auf ein Einverständnis über die zukünftigen Beziehungen zwischen den Konfliktparteien abzielt, wenn die Konfliktparteien freiwillig auf eine solche Lösung hinarbeiten. Als notwendig wird dabei auch die Neutralität der dritten Partei, der sog. MediatorInnen, in Bezug auf den Ausgang des Konflikts und auf die Gesprächsführung, für die sie verantwortlich sind, betrachtet. Mediation in der beschriebenen Form stammt aus den USA und wurde dort in den 60er Jahren als Instrument der selbstbestimmten Konfliktlösung jenseits des Justizapparates von BürgerrechtsaktivistInnen entwickelt und praktiziert. Auch in der Bundesrepublik Deutschland wird Mediation zunehmend angewandt, besonders in interpersonellen Konflikten in Familie, Schule, Betrieb und Nachbarschaft.

3. Politische Erwachsenenbildung

Die größtenteils außerschulisch stattfindende politische Erwachsenenbildung soll die Fähigkeit ihrer AdressatInnen fördern, den eigenen, individuellen wie kollektiven Standort in der Gesellschaft bewusst bestimmen und gestalten zu lernen und so das verfassungsmäßige Recht auf politische Teilhabe und Partizipation an gesellschaftlichen Prozessen individuell einlösen zu können. Die Themen- und Methodenpalette ist so vielfältig wie die möglichen Zielgruppen und ihre Bedürfnisse; gewerkschaftliche Arbeiterbildung zählt ebenso dazu wie z.B. Angebote ökologischer Bewusstseinsbildung und v.a.m. Allen Angeboten gemeinsam ist das Anliegen, durch die Vermittlung von Kenntnissen und/oder Fähigkeiten die Möglichkeiten der Zielgruppe zu erweitern, sich aktiv in politische Prozesse einzumischen. Die ReferentInnen, TeamerInnen oder TrainerInnen entstammen zwar häufig den pädagogischen Berufen, aber je nach Angebot sind auch viele andere Fachrichtungen vertreten.

4. Internationaler Jugendaustausch / Interkulturelles Lernen

Zu einem sehr großen Teil finden auch der internationale Jugendaustausch und Programme zum interkulturellen Lernen im außerschulischen Bereich statt; die größtenteils kurzzeitpädagogischen Maßnahmen sind als Übungsfeld für ein friedvolles Miteinander von Menschen unterschiedlicher nationaler und/oder kultureller Herkunft gedacht. Im Kontakt mit den Gleichaltrigen anderer Nationalität/Ethnizität können kulturell geprägte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster kritisch reflektiert und im günstigsten Fall neue, vorsichtiger Arten des Umgangs mit Unterschieden (und den aus ihnen resultierenden Konflikten) entwickelt und ausprobiert werden. Abbau von Vorurteilen und Einübung von Toleranz sollen mit dem wechselseitigen Erwerb von Länderkenntnissen einher gehen. Geleitet werden diese Veranstaltungen häufig von Freiwilligen/Ehrenamtlichen; viele von ihnen aus pädagogischen oder sozialwissenschaftlichen (Studien-) Fachrichtungen. Veranstalter sind neben den großen karitativen Institutionen (Kirchen, Wohlfahrtsverbände etc.) eine Vielzahl von kleinen und kleinsten Vereinen, die sich Völkerverständigung und die Förderung multikulturellen Verstehens auf die Fahnen geschrieben haben.

Den verschiedenen Ansätzen haben wir Übungsmethoden oder -settings und Gesprächsverfahren entlehnt, mit denen wir sämtlich gute Erfahrungen gemacht haben. Besonders hilfreich waren Übungen, die kollektive Wahrnehmungsmuster sichtbar und damit auch besprechbar machten, wie z.B. die schon erwähnte Übung zur Offenbarung von Vorurteilen. Bei dieser Übung wird in nationalen Kleingruppen auf Wandzeitungen aufgeschrieben, wie die eigene und daneben, wie die andere(n) nationale(n) Gruppe(n) wahrgenommen werden. Anschließend werden diese Auflistungen im Plenum miteinander konfrontiert, wechselseitig kommentiert und diskutiert.

Beobachtungen und Erfahrungen

Im Verlauf der beinahe drei Jahre, die das Projekt dauerte, ist natürlich eine Menge mit den einzelnen TeilnehmerInnen, mit uns Teammitgliedern und auch mit den Untergruppen der TeilnehmerInnen passiert. Alles zu beschreiben, ist unmöglich, schon deshalb, weil es sich oft um allmähliche Veränderungen der Persönlichkeiten handelte, deren Ergebnis nur in kurzen Momenten für alle sichtbar aufblitzte. Dennoch meinen wir, dass das Projekt sowohl im Sinne der Förderung der interethnischen Annäherung wie auch im Sinne der Vermittlung von Fähigkeiten interaktiver Konfliktbearbeitung hilfreich gewesen ist. Dabei stützen wir uns insbesondere auf einige Entwicklungen in der TeilnehmerInnengruppe und im Team.

Ent-Kollektivierung, Individualisierung

Eine dieser Entwicklungen lässt sich als Prozess der allmählichen Ent-Kollektivierung bezeichnen. Damit ist gemeint, dass die Wahrnehmung sowohl der eigenen Wir-Gruppe wie auch der anderen Gruppe anfänglich höchst stereotypisiert war: So bezeichneten sich die Ungarn als "Europäer", womit unterschwellig eine eigene Zugehörigkeit zur positiv besetzten Großgruppe reklamiert wurde, die den Rumänen als den "Orientalen" abgesprochen wurde. Die Rumänen wiederum sahen sich selbst als Nachfolger der "Daker/Dakoromanen" und damit der frühen römischen Hochkultur, wohingegen sie den Ungarn bescheinigten, Nachfolger der "Hunnen", d.h. eines allseits als barbarisch geltenden Reitervolkes, zu sein. Erst etwa ab dem dritten Workshop wichen die platten Stereotypen unumkehrbar einer Distinktion und Differenzierung entlang individueller Unterschiede.

Dem war eine heftige Konfrontation im ersten Workshop vorausgegangen, die im zweiten zunächst zu gebremsten Emotionen mit dem Ziel der Konfliktvermeidung führte. Das Aufweichen dieser Haltung gelang über einen indirekten, eher kognitiven Zugang: Über den Blick nach außen auf Modelle interethnischen Miteinanders wurde der Blick von den vermeintlichen ethnonationalen Eigenschaften der Ungarn, Rumänen und Roma weg auf verschiedene in Europa praktizierte Möglichkeiten geleitet, die Rechte ethnischer Minderheiten in Verfassung und politischer Wirklichkeit zu gestalten, aber eben auch zu beschränken. Die quasi "reine Information" vermied wechselseitige Anklagen und erlaubte eine Erweiterung des Spektrums bekannter Lösungsmodelle, ohne sich deshalb gleich für oder gegen das eine oder andere Modell entscheiden zu müssen. Gleichzeitig gab es eine ununterbrochene, wenn

auch vorsichtige Annäherung im Freizeitbereich – immerhin war man ja jeweils eine ganze Woche gemeinsam untergebracht. Erste Versuche der Kooperation, etwa der Ethnien übergreifenden Planung von möglichen Aktivitäten und "Projektchen", wenn auch mit gelegentlich wiederkehrenden "Rückfällen" in Konfrontationen konnten dann ab dem vierten Workshop folgen. Da die Rückfälle ins kollektive(!) gegenseitige Misstrauen mit mehr Distanz – die sich v.a. in Humor und Selbstironie äußerte – ausgetragen werden konnten, wirkten sie sich nicht mehr dauerhaft als Hindernis für erste Arbeitskontakte auch außerhalb der Workshops aus. So gründeten einige TeilnehmerInnen bspw. einen Verein für interkulturelle Aktionen in Bukarest, dem rumänische ebenso wie ungarische und deutsche TeilnehmerInnen des Projekts beitraten. Selbst wenn dieser Verein letztendlich die angekündigten Aktionen nicht realisieren konnte: seine bloße Existenz war ein Symbol für eine neu entstandene Kooperationsfähigkeit, die den allermeisten TeilnehmerInnen zu Beginn des Projekts völlig fern gelegen hatte und die auch nach außen ein Signal setzte.⁴ Am Ende war die anfängliche Angst vor den Angehörigen der anderen ethnonationalen Gruppen gewichen und hatte Vertrauen auch in die "Gegner" Platz gemacht. Einschränkend ist allerdings festzuhalten, dass sich dieses Vertrauen auf die Individuen beschränkte und nicht gleich die ethnonationalen Gruppen als Gesamtheit betraf. Dazu waren die jeweiligen politischen Vertretungen der Gruppen in der rumänischen Gesellschaft den TeilnehmerInnen nach wie vor zu konfrontativ.

Homogenität und Heterogenität

Beobachten konnten wir im Zusammenhang mit der Ent-Kollektivierung, dass es den Angehörigen der gesellschaftlichen Mehrheit, d.h., den Rumänen in der TeilnehmerInnengruppe, wesentlich leichter fiel als denen der Minderheitengruppen, d.h. den Ungarn und den Roma, Unterschiede innerhalb ihrer Gruppe zuzulassen. Am Verhalten in Debatten zeigte sich eine deutliche Analogie zum Verhalten der politischen Vertretungen in der rumänischen öffentlichen Auseinandersetzung: Während die rumänischen Parteien praktisch das gesamte Spektrum von ganz links bis ganz rechts abdecken, mit dem entsprechenden öffentlichen Schlagabtausch, gibt es (bis heute) z.B. nur eine einzige Partei für die Ungarn, in der alle politischen Richtungen – zwar mehr schlecht als recht, aber *nach außen* einig – zusammenarbeiten.

Dass unsere rumänischen TeilnehmerInnen in vielen Fragen sehr unterschiedliche, bisweilen sogar gegensätzliche Standpunkte vertraten, war vom ersten Workshop an unübersehbar, während überhaupt erst ab dem dritten Workshop feine Unterschiede zwischen den Ansichten auch der einzelnen ungarischen TeilnehmerInnen erkennbar wurden. Die bestanden tatsächlich nur in Nuancen; etwa bezogen auf die Frage, ob eine Regelung zum Gebrauch der ungarischen Sprache in den Universitäten in Transsylvanien auf universitärer, lokaler oder nationaler Ebene verankert sein sollte. Darin, dass es solche Regelungen geben sollte, unterschieden sich die Mei-

⁴ Wenn man bedenkt, dass einige TeilnehmerInnen am Anfang Anfeindungen in ihren Entsendeorganisationen befürchteten, wenn bekannt würde, dass sie im Workshop quasi von gleich zu gleich mit Angehörigen der anderen Ethnie gesprochen hatten, kann man ermesen, was der öffentlich bekannte Beitritt zu einer gemischtethnischen NRO bedeutete.

nungen vorerst nicht. Tiefer gehende Unterschiede, die sich etwa an der Frage festmachen lassen, ob eine gut ausgestattete, aber bloß rumänischsprachige Universität nicht einer schlecht, dafür aber mit einem ungarischsprachigen Fachbereich ausgestatteten Universität vorzuziehen wäre, wurden bis zum Ende der Serie nicht sichtbar.⁵

Das Phänomen lässt sich stark verkürzend auf die Formel bringen: Kollektive Diskriminierung erzwingt Gruppenkonformität bei den Diskriminierten. Offenbar sind Angehörige von diskriminierten Minderheiten mehr von der Notwendigkeit bestimmt, nach außen Geschlossenheit zu demonstrieren als es die Angehörigen einer Mehrheitsgruppe sind. Nur der Zusammenhalt, demonstriert durch strikte Übereinstimmung, scheint den als unabdingbar erlebten Schutz gewährleisten zu können. Er wird daher weniger schnell und weniger bereitwillig zugunsten individueller Standortbestimmungen aufgegeben.

Von Positionen zu Interessen

Zu den beobachteten Entwicklungen in der TeilnehmerInnengruppe gehörte auch die wachsende Bereitschaft, von den eigenen Positionen abzurücken und die Interessen, die ihnen zugrunde liegen, in Augenschein zu nehmen. Dabei passierte zweierlei: Erstens rückten solche Probleme Rumäniens ins Blickfeld, die die ethnischen Trennlinien durchkreuzen. Dazu kann etwa der Mangel an funktionierenden rechtsstaatlichen Instanzen in Rumänien gezählt werden, unter dem Ungarn und Roma wie auch Rumänen zu leiden haben, oder die massiven ökonomischen und ökologischen Probleme, die sich in Arbeitslosigkeit, Armut, Korruption, Müll- und Abgasbelastung u.v.a.m. manifestieren. Dass für diese Übel keine der ethnonationalen Gruppen allein verantwortlich ist, und dass mit Ausnahme von Armut, von der die Roma überproportional stark betroffen sind, auch alle Ethnien von den Auswirkungen der Probleme betroffen sind, war der erste Schritt der Erkenntnis. Anzuerkennen, dass der Kampf z.B. um rechtsstaatliche Strukturen mehr Aussicht auf Erfolg haben würde, wenn man gemeinsam dafür einträte, statt Energien für interethnischen Feindseligkeiten zu verschwenden, war der nächste Schritt, der den Weg freimachte für Überlegungen, ob man nicht und wie man denn zusammen an der Eindämmung oder Beseitigung der konstatierten Übel arbeiten könnte.

Es äußerten sich aber auch Interessen der einzelnen ethnonationalen Gruppen, die sich klar voneinander unterschieden. Für uns eine der verblüffendsten Erfahrungen war, wie schwer es den Betroffenen fiel, die hinter dem Konflikt stehenden Interessen überhaupt zu *benennen*. Zu erklären, welches Interesse bspw. hinter der

⁵ Diesen ketzerischen Gedanken wagte während der Serie keiner der ungarischen TeilnehmerInnen zu denken bzw. auszusprechen, denn die Einrichtung ungarischsprachiger Bereiche in den rumänischen Universitäten war seinerzeit eine der Hauptforderungen der Ungarn in Rumänien. Inzwischen konnten die VerfasserInnen bei einem Besuch feststellen, dass auch bei einigen ungarischen TeilnehmerInnen Zweifel am Nutzen gerade dieser Forderung eingetreten waren und sie offen sagten, sie würden eine gute Ausstattung ihrer Universität mittlerweile für wichtiger halten als die Zulassung ihrer Muttersprache im Unterricht.

Forderung nach bzw. der Verweigerung von zweisprachigen⁶ Ortsschildern steckte, fiel sowohl den Ungarn wie auch den Rumänen schwer. Das erschwerte es natürlich auch, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen und Verständnis für die Anliegen der anderen Gruppe zu entwickeln. Erst am Ende der Serie war es möglich, zu formulieren, dass das Interesse der Rumänen darin bestand, von den rumänischen Ungarn als – kulturell – *gleichwertig*, d.h. als Europäer anerkannt zu werden, trotz ihrer Geschichte als traditionelle "Unterschicht" des Landes, dass das Interesse der Ungarn demgegenüber darin bestand, als – politisch – *gleichberechtigt* anerkannt werden, obwohl sie auf ihrer nationalen Identität beharrten und ein vollständiges Aufgehen in der rumänischen Mehrheitsbevölkerung verweigern. Auch, dass Minderheit nicht gleich Minderheit ist, wurde erst gegen Ende der Serie für alle deutlich, denn das Interesse der Roma zielte nicht vorrangig auf Anerkennung ihrer Kultur, sondern darauf, als *Menschen* (!!) anerkannt zu werden und von Rumänen wie Ungarn in Rumänien das Recht auf gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zuerkannt zu bekommen. Die – wenigen – rumänisch-deutschen TeilnehmerInnen, auch das ziemlich typisch für die Verhältnisse in Rumänien, waren zwischen zwei Interessen hin und her gerissen: Einerseits ging es ihnen um Bewegungsfreiheit, d.h. im Klartext, um das Recht auf Auswanderung nach Deutschland, wann immer es ihnen beliebte (und das Empfängerland dies zuließ), andererseits teilten sie den Wunsch der Ungarn nach – allerdings eher politischer als kultureller – Gleichberechtigung.

Es blieb der dritten Partei überlassen, die Worte zu finden, um diese Interessen zu formulieren; die Formulierungen fanden aber die Zustimmung der Betroffenen, und die Tatsache der Formulierung wurde mit so etwas wie Erleichterung quittiert.

Täter- und Opferrollen

Interessant als Rückmeldung für das Leitungsteam in seiner Rolle als allparteiliche dritte Partei war die Beobachtung, dass beide Hauptkontrahenten, Rumänen und Ungarn, wiederholt versuchten, die Sympathie der dritten Partei zu gewinnen und dass beide dabei auch auf (zeit-) geschichtliche Erfahrungen zurückverwiesen, dass die jeweiligen historischen Bezugspunkte aber sehr unterschiedlich gewählt wurden.

Daraus konnten wir zunächst einmal ersehen, dass das Team offenbar tatsächlich eine allparteiliche Rolle bewahrte, da keiner der Kontrahenten es von vornherein für vergeblich zu halten schien, das Team (noch) auf seine Seite ziehen zu können.

Bei den geschichtlichen Erfahrungen, auf die rekurriert wurde, handelte es sich, neben Berichten über die Zeiten, als Ungarn und Rumänen Seite an Seite fried-

⁶ Damit ist eine Beschilderung in rumänischer *und* ungarischer Sprache für Ortschaften in den Haupt-siedlungsgebieten ungarischer Rumänen in Transsylvanien gemeint. In diesen Orten, in denen teilweise bis zu 99% der BewohnerInnen Ungarn sind, die untereinander, manchmal auch mit ihren wenigen rumänischen Nachbarn, in ungarischer Sprache kommunizieren, gab es zum Zeitpunkt des Projekts ausschließlich rumänischsprachige Schilder, die – für beide Seiten! – Symbole des kulturellen Herrschaftsanspruchs des rumänischen Staates darstellten.

lich in Transsylvanien gelebt hatten⁷, auch um Kränkungs- und, seltener, Traumataerfahrungen. Diese waren allerdings nur noch mit wenigen Ausnahmen unmittelbare Erfahrungen unserer TeilnehmerInnen. Größtenteils handelte es sich um überlieferte Schilderungen, deren Realitätsgehalt nicht selten durch den mitgelieferten Hinweis: "Wir sind ja keine Historiker!" in Zweifel gestellt wurde. Es hinderte unsere TeilnehmerInnen allerdings nicht daran, die genannten Kränkungen als Begründung für heutige Forderungen zu nutzen, deren Erfüllung so gesehen nur eine späte Wiedergutmachung für erlittenes Unrecht darstellte – und folglich von Gutmeinenden gar nicht abgelehnt werden *konnte*. Wenn also die andere Seite eine solche Forderung ablehnte, setzte sie sich – praktischerweise quasi automatisch – ins Unrecht.

Auffallend war indes, dass die Ungarn insgesamt nur höchst ungern auf die Zeit *vor* dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu sprechen kamen, während die Rumänen ihrerseits nur sehr ungern über die Zeit *danach* reden wollten. Dieses Phänomen wird plausibel, wenn man bedenkt, dass in diesen geschichtlichen Perioden die Rollen von Täter und Opfer dauerhaft wechselten.

Das gemeinsame Siedlungsgebiet im heutigen Norden Rumäniens war Bestandteil des österreichisch-ungarischen Imperiums gewesen, mit den Ungarn als Ober-, den Deutschen als Mittel- und den Rumänen als Unterschicht, die selbst nur auf Juden und Roma herabblicken konnten. Dies wurde von den Rumänen als Erfahrung von Minderwertigkeit erlebt, von der man sich noch immer nicht völlig erholt hatte und für die den Ungarn die Schuld als Verursacher zugewiesen wurde. Nach den Pariser Vorortverträgen im Gefolge des ersten Weltkriegs war Transsylvanien dem rumänischen Staat zugeschlagen worden; die siebenbürgischen Ungarn verloren – nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs dann endgültig – ihre bestimmende Rolle im Staat und mussten ab dann darum kämpfen, nicht auch noch ihre nationale Identität aufgeben zu müssen. Dieser Machtverlust war eine Kränkung, an der die Ungarn noch immer schwer trugen, zumal ausgerechnet die ehemals unterlegenen Rumänen davon profitiert hatten. Weder verdienten die Rumänen in den Augen vieler Ungarn ihre herrschende Rolle, noch gab ihnen diese Rolle das Recht, die Ungarn zu drangsaliieren, zu diskriminieren und ihre Kultur vernichten zu wollen.

In den Workshops äußerten sich die Versuche, sich selbst als bemitleidenswerte Opfer und die andere Seite als kritikwürdige Täter darzustellen, in einem unerschwellig geführten Kampf um die Tagesordnungen der Debatten: Möglichst oft sollte es nach dem Willen der ungarischen TeilnehmerInnen um die Diskriminierungen gegenüber ihrer Minderheit gehen, wie sie unter Ceausescu und seinen Nachfolgeregierungen an der (aktuellen) Tagesordnung waren. Darum sollte es nach dem Willen der rumänischen TeilnehmerInnen möglichst gar nicht gehen. Vielmehr sollte die Angst der rumänischen Seite vor dem Irredentismus⁸ der Ungarn und einer er-

⁷ Dies warf dann mit schöner Regelmäßigkeit die Frage auf, warum dieser Zustand nicht erhalten geblieben war, worauf man sich ebenso regelmäßig die Antwort gab, dass die jeweils andere Seite daran schuld sei.

⁸ Irredentismus: (allgemein) politische Unabhängigkeitsbewegung, die den Anschluss abgetrennter Gebiete an das Mutterland anstrebt; bezeichnete in diesem Fall den den Ungarn unterstellten Drang, auf eine Abspaltung des erst seit 1919 rumänischen Transsylvaniens vom rumänischen Kernland der Wallachei hinzuwirken und Transsylvanien (wieder) dem ungarischen Staatsgebiet einzuverleiben.

neuten Herrschaft Ungarns über Rumäniens Norden als dessen schlimmster Konsequenz im Vordergrund stehen, die die Rechtfertigung für die Ablehnung gegenüber Sonderrechten für die ungarische Minderheit bildete. Diese Befürchtung sei ein Vorwand, denn natürlich entbehre sie jeder Grundlage, hielten die ungarischen TeilnehmerInnen dem entgegen. Sie diene nur dazu, jegliche Anpassung Rumäniens an europäische Standards zu verhindern. Es dauerte bis zum Ende der Serie, und es gelang wohl auch nicht bei allen TeilnehmerInnen, dass die grundlegenden Ängste und Bedürfnisse der anderen wie auch der eigenen Seite (an)erkannt werden konnten.

Teaminterne Konflikte

Die ganze Serie von Workshops war begleitet von teaminternen Auseinandersetzungen, die nur zu einem sehr unwesentlichen Teil auf persönlichen Ideosynkrasien beruhten. Vielmehr spiegelten die Konflikte um die Rolle der rumänischen Teamkollegin die Unterschiede zwischen den beiden Hauptkontrahenten Rumänen und Ungarn dergestalt wieder, dass Teile der rumänischen Gruppe von ihr erwarteten, vergleichbar mit ihrem ungarischstämmigen Teamkollegen eine Rolle als Sprachrohr oder sogar Anwältin der rumänischen Seite zu spielen, was sie stets ablehnte. Ihre Begründung: erstens sei die rumänische Gruppe viel zu heterogen und somit "die rumänische Seite" eine Chimäre, und zweitens verstehe sie ihre Rolle als die einer bewusst neutralen (im Sinne von allparteilichen) Person, was dem ungarischstämmigen Kollegen im Übrigen auch gut zu Gesicht stünde. Für diese Ansicht hatte der so Angesprochene wenig offene Ohren; für ihre Meinung, die rumänische Seite sei zu heterogen, um sie überhaupt als *eine* Position vertreten zu können, musste sie massive Kritik v.a. des rumänischen Organisationsteamers einstecken, der ihr vorhielt, die Rumänen seien dadurch gegenüber den Ungarn benachteiligt. Aufzulösen war dieser Konflikt nicht; aber durch ihn war der grundlegende Unterschied zwischen beiden Gruppen auch in Alltagsentscheidungen des Workshopteams über Auswahl von Methoden, Themen oder thematische Reihenfolgen immer vor aller Augen und geriet nicht in Vergessenheit. Dass das Team dennoch handlungsfähig blieb und dass man im Team dieser Konflikte ungeachtet durchaus nett, ja sogar liebevoll miteinander umging, war im übrigen kein schlechtes Vorbild für die TeilnehmerInnen, die praktisch erleben konnten, wie man mit Konflikten *auch* leben kann.

Konfliktbearbeitung und Training, Konfliktbearbeitung vs. Training?

Im Rückblick ist festzuhalten, dass Ausbildungsaspekte manchmal – vielleicht auch manchmal zu sehr – hinter Aspekte der Konfliktbearbeitung zurücktraten. Dies gilt besonders für die Vermittlung von Trainerfähigkeiten. Die Balance war schwer zu halten angesichts der Leidenschaft, mit der die Betroffenen immer wieder stritten, anfänglich um Schuldfragen und gegen Ende zunehmend über Lösungsmöglichkeiten. Es bleibt wohl ein nicht völlig aufzulösender Widerspruch, den gegebenen Konflikt und die lebensnahen Erfahrungen der TeilnehmerInnen damit für Motivation und Verständnis für die Erfordernisse der Konfliktbearbeitung nutzen zu wollen, aber dennoch vom konkreten Konflikt oft und lange genug zu abstrahieren, um aus-

reichend Handwerkszeug zur Konfliktbearbeitung zu vermitteln. So müssen wir darauf vertrauen, dass die noch fehlenden Techniken der konstruktiven und interaktiven Konfliktbearbeitung auch nachträglich und in anderem Rahmen erlernt werden können, und dass die Eigenverantwortung der TeilnehmerInnen ausreicht, sich diese Möglichkeiten zu verschaffen, wenn sie sie benötigen. Die immer noch bestehenden Kontakte zwischen den ehemaligen TeilnehmerInnen und die Tatsache, dass eine von ihnen inzwischen selbst Trainings in Konfliktbearbeitung anbietet, machen uns optimistisch, dass unser Vertrauen berechtigt ist.

Resümee und Schlussfolgerungen

Grundsätzlich ist zwar die Reichweite und politische "Folgenhaftigkeit" eines so kleinen Projekts begrenzt. Dennoch leistete auch dieses u. E. einen Beitrag zur Entwicklung von Konfliktkompetenz, den die Konfliktparteien aus sich heraus nicht zustande gebracht hätten. Indem Kontakt- und Kommunikationsbarrieren überwunden werden konnten, verzerrte Wahrnehmungen reflektiert wurden und einer individualisierten Wahrnehmung Platz machten, indem die Gleichwertigkeit und -berechtigung unterschiedlicher Kulturen prinzipielle Anerkennung fand und offensichtlich tragfähige Beziehungen aufgebaut werden konnten, wurde bei den TeilnehmerInnen der Grundstein für einen anderen Umgang mit ihrem Konflikt gelegt.

Auch wenn die Gruppe Beteiligter klein war und der Aspekt der persönlichen Qualifizierung in Konfliktbearbeitung vielleicht zu wenig Raum bekam, um jeden in den Stand zu versetzen, das Gelernte sofort an die eigenen Landsleute weiterzugeben: Keiner der TeilnehmerInnen, auch nicht die am Projekt beteiligten Vertreter nationalistischer Parteien, ist unseres Wissens nach dem Projekt in die Rhetorik der Feindschaft zurückgefallen; vielmehr wurde auch diesen TeilnehmerInnen von KollegInnen bescheinigt, sich öffentlich für eine friedliche Beilegung des Grundkonflikts einzusetzen. Für uns heißt das: Das in den Workshops erreichte Einverständnis, dass Gewalt kein taugliches Mittel der Konfliktaustragung ist, hat auch hinterher getragen; die angestrebte Nachhaltigkeit ist zumindest in diesem Punkt erreicht worden.

Inwieweit das Projekt die TeilnehmerInnen motiviert hat, die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel und zur Empathie, das Bewusstsein über die Instrumentalisierbarkeit des Konflikts gegen die Demokratieentwicklung in Rumänien und die Erfahrungen mit der Entwicklung einer konstruktiven Streitkultur an andere weiterzugeben und so auch den angestrebten Multiplikationseffekt realisieren zu können, kann derzeit nicht beantwortet werden. Da solche Projekte auf befristeten Finanzierungen – und entsprechenden Zeitfenstern in den Biographien der Beteiligten! – basieren und es (bisher) leider mangels Zeit- und Geldressourcen nicht gelungen ist, ein Evaluationsprojekt anzuschließen, bleibt die Frage, welche Wirkungen das Projekt für die Förderung der Zivilgesellschaft in Rumänien entfalten konnte, Gegenstand mehr oder minder selbstkritischer Spekulation der InitiatorInnen und Beteiligten.

Feststellen können wir, dass die Serie, wie alle Versuche dialogischer Konfliktbearbeitung, nicht als Allroundmodell taugt, aber gezeigt hat, dass westliche Methoden der Gruppenarbeit und Konfliktbearbeitung auch in einen nicht westlichen Kontext übertragen werden können und dort "funktionieren".

Für sehr wohl modelltauglich halten wir abschließend die Zusammensetzung des Leitungsteams aus "Neutralen" und den sog. "Insiderimpartial", denn sie erlaubte begründete Entscheidungen, wie viel Konfrontation in einer gegebenen Situation mit Dialog vereinbar ist, vereinfachte es, den Anspruch der Allparteilichkeit einzulösen statt nach einer eigentlich immer utopischen Neutralität zu streben und bot mit der Möglichkeit, im geschützten Rahmen des Teams Fragen zu stellen und Erklärungen einzuholen, die Chance auf ein tiefgehendes Verständnis und ein angemessenes Umgehen mit Widerständen. Davon abgesehen boten gerade auch die Gruppenprozesse im Team eine unvergleichlich aufregende und schöne Lernerfahrung, auf die nicht nur die Autorin dieses Beitrags auch nach all den Jahren, die das Projekt zurückliegt, froh und dankbar zurückblickt.

Literaturangabe

Haumersen, Petra; Rademacher, Helmolt; Ropers, Norbert (2002): Konfliktbearbeitung in der Zivilgesellschaft. Die Workshopmethode im rumänisch-ungarischen Konflikt. Reihe Konflikttransformation (Hg.: Berghof Forschungszentrum Berlin), Band 1 (Lit-Verlag, Berlin / Münster / Hamburg / London 2002).